

Sermannstädter Zeitung

vereinigt mit dem

Siebenbürger Boten.

Erscheinet:
außer der Sonn- und
Feiertage täglich.
Kostet für das halbe Jahr
3 fl., das Vierteljahr 2 fl.
50 kr., ein Monat 85 kr.
Bei Zusendung i. ad
Haus 1 fl.
Eingelne Nummern 5 kr.
Mit
Postversendung:
Im Inland:
halbjährig 7 fl., viertel-
jährig 5 fl. 50 kr. d. B.
Im Ausland:
vierteljährig 4 fl. 50 kr.
Verleger und Eigenthümer:
Th. Steinhausen's Erben.
Für die Redaction ver-
antwortlich
Georg Essig.

Inserate
aller Art werden in der
Steinhausen'schen Buch-
druckerei angenommen; für
Wien besorgen dieselben:
Haasenstein & Vogler,
Jus.-Exp., Wallfischgasse 10;
ferner die Annoncen-Bur.;
A. Oppelik, Stubenbastei 2,
Rotter & Comp., I. Riemer-
gasse 13, R. Mosse, Seiler-
gasse 2; für's Ausland:
Haasenstein & Vogler in
Berlin, Hamburg, Frank-
furt am Main, Basel und
Paris; Adolf Steiner, Ann-
Exp. Hamburg.
Wer Raum einer einpa-
tigen Carondelet kostet
sein einmaligen Einreden
7 kr., das 2. Mal 6 kr., das
3. Mal 5 kr. 8. B., ercl. der
Werbungsgelder.

Abonnements-Bureau: In Mediasch bei J. Hedrich's Erben, Buchhandlung; in Schussburg bei Herrn C. F. Eriker, Buchhändler; in Szasz-Reen bei Herrn A. Dengel, Kaufmann; in Broos bei Herrn J. F. Leonhard Kaufmann; in Mählsbach bei Herrn J. Leonhard, Kaufmann; in Heros-Vasarky bei Herrn J. Wittich's Buchhandlung; in Klausenburg bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Blotritz bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Zeidler, Buchhändler; in Hermannstadt, Unterstadt, bei Herrn Josef Winkler, Kaufmann, 24 der Bürgergasse, wofür die Abonnements-Beiträge franco erbeten werden.

Nr. 226. Hermannstadt, Freitag am 26. September 1879. 94. Jahrgang.

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 25. September.

Die „Wiener Zeitung“ vom 23. d. reproducirt folgende, in der Zeitungsschau der „Vol. Corr.“ enthaltene Bemerkungen:
„Sämmtliche gestrigen und heutigen Morgenblätter knüpfen an die Anwesenheit des Fürsten Bismarck in Wien Ausführungen wäurmer Sympathie, sowohl für den deutschen Reichskanzler, als für den Staat, dessen äußere Politik er leitet. Sie hoffen von dem Besuch die Befestigung des freundschaftlichen Verhältnisses unserer Staaten und erblicken in dieser Intimität sowohl den gelehrten Ausdruck der beiderseitigen Staatsinteressen und der Volkswünsche, als auch ein reelles, werthvolles Unterpfand für die Erhaltung des europäischen Friedens, indem sie den vollständig inoffensiven Charakter der österreichisch-ungarisch-deutschen Freundschaft einerseits, und andererseits deren außerordentliches Gewicht im politischen Systeme Europas lebhaft hervorheben.“
Die Berliner „Post“, den Wiener Besuch des Fürsten Bismarck besprechend, sagt: „Wir glauben nicht, daß eine Combination anderer Staaten im Auge sei, welcher entgegenzuzutreten in Wien Vorbereitungen zu treffen wären. Von den Staaten, d. h. von den Regierungen, trotz der Zeit wohl nirgends Gefahr. Etwas Anderes ist es aber mit den elementaren Kräften, deren Ausbruch zu unerwarteter Stunde Niemand zu berechnen vermöchte. Der Pantheismus, der Nihilismus u. s. sind Ausprägungen des elementaren Selbstgefühls der Volksseele, welche noch nicht zur freien Eigenart gelangt ist und Zeichen des Verfallens und des Verfallens, welche die Gewalt Niemand erweisen kann. Wird mit solcher elementaren Kraft von abenteuerlichen Geistes noch verwirrt gespielt, so sind die Folgen vollends nicht zu berechnen. Der erhabene Kaiser und der befreundete Monarch, welcher in seiner Hauptstadt den deutschen Staatsmann heute ehren empfangt, erwidert damit neuen Anspruch auf die Sympathie des deutschen Volkes.“

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ meldet: Die Begrüßung des Kaisers in Metz durch Special-Deputierte der Reichsversammlung wird mit Rücksicht auf die kurze, durch militärische Obliegenheiten ausgefüllte Dauer des Aufenthaltes in Metz, auf Wunsch des Kaisers diesmal unterbleiben.
Wegen der Verdrängung der französischen Blätter hebt die „Nordd. Allg. Ztg.“ hervor, daß die deutsche Presse, durchaus entsprechend den correcten Beziehungen Deutschlands und Frankreichs, überall in freundschaftlicher Weise sich über Frankreich äußere und den Verdiensten, welche die gegenwärtige französische Regierung um die Aufrechterhaltung der guten nachbarlichen Relationen sich erworben, die gebührende Anerkennung zollt.

Zur auswärtigen Lage bringt das neueste Heft der „Preussischen Jahrbücher“ einen sehr bemerkenswerthen Aufsatz, der sich über das Dreikaiserbündniß, über das Verhältniß Deutschlands zu Oesterreich-Ungarn und Rußland und über die Chancen eines russisch-französischen Bündnisses verbreitet. Zu legerer Beziehung heißt es:
„Wenn französische Diplomaten in Abrede stellen, daß Frankreich auf Rußland für Sedan sinne, so ist es nicht nötig, diese Verleumdung für arglistig trügerisch zu halten. Frankreich weiß, was ein Krieg mit Deutschland bedeutet; es weiß, daß ein vorzeitiger und überreiter Versuch, die Spalten von 1870-1871 auszuweichen, gefährlich ist. Die Rußland ist ein Gerüst, welches kalt geblieben sein will. Die militärische und wirtschaftliche Klugheit, deren Frankreich nach dem Französischen Frieden bedürfte, legt eine verhältnismäßige Ruhe auch der politischen Grenzbedingungen voraus. Aber darüber wollen wir uns nicht täuschen, Frankreich wird eine ihm günstig erscheinende Gelegenheit zur Ausräumung mit Deutschland nicht ungenutzt vorbeigehen lassen.“

Die Frage kann nur die sein, ob die französischen Staatsmänner in der Allianzbedürftigkeit Rußlands eine solche günstige Gelegenheit finden werden. Auf die politischen Gegensätze zwischen Petersburg und Paris möchten wir einen entscheidenden Werth nicht legen; die Republik an sich ist kein Hinderniß für eine französisch-russische Allianz. Jedoch die Personen, welche heute das Steuerrohr führen, einer solchen Allianz abgeneigt sind, läßt sich nicht berechnen. Im Jahre 1880 wird das Werk der Organisation der französischen Armee zum Abschluß gelangt sein. Gleichwohl wird man sich in Frankreich Rücksicht darüber geben müssen, ob die Bundesgenossenschaft, die sich heute bietet, eine effective Hilfe für Frankreich bedeutet. Die Leistungen der russischen Armee in dem Kriege gegen die Türken haben zwar — trotz Pleona — in den Kreisen der russischen Officiere ein Gefühl der Stärke, um nicht zu sagen, Ueberhebung nachgerufen, welches nicht ungerechtfertigt erscheinen mag, wenn man die Vergleichspunkte der früheren Kriege gegen die Türken im Laufe dieses Jahrzehntes ins Auge faßt; aber die Fähigkeit, einen fremden Operationsplan planmäßig zu copiren, schließt noch nicht die Fähigkeit in sich, den Kampf mit Deutschland auszunehmen. Vielleicht haben Erwägungen dieser Art nicht am wenigsten dazu beigetragen, Herrn Gambetta davon zu überzeugen, daß eine russisch-französische Politik eine „Politik widerlicher Laune und Gefahr“ sei.“

Aber die Stellung Oesterreichs seit dem dort eingetretenen Ministerwechsel jagt der Artikel:
„Angesichts der deutschfeindlichen Tendenzen der Kreise, auf deren Unterjochung das Ministerium Taaffe angewiesen ist, muß es doch aufpassen, daß das Zusammenstoßen des russisch-deutschen Föderalismus mit dem Entlassungsgesetz des Grafen Androsy und der Erneuerung des Ministeriums Taaffe völlig unbeachtet geblieben ist. In Wien ist allem Anschein nach der Punkt, wo eine gewisse russische Politik, welcher sich hoher Protection erfreut, den Hebel ansetzt, um Deutschland wieder aus dem Sattel zu heben. Nicht in Petersburg oder Berlin, in Wien liegt die Entscheidung. Einer österreichisch-russischen Politik würde die Cooperation Frankreichs gesichert sein. Und die Entscheidung drängt, da die innere Politik des nationalitätenreichen Kaiserstaates in unruhiger Wechselwirkung steht mit seiner auswärtigen Politik. So reducirt sich die Möglichkeit einer neuen, der Politik Rußlands im Orient günstigeren Gruppierung der Großmächte auf die seit Jahren von unseren Feinden gewünschte Auflösung des Dreikaiser-Verhältnisses. Der im September 1872, also gerade vor sieben Jahren, begründete Ribbunder beruht auf der Voraussetzung, daß die Teilnehmer, namentlich Oesterreich und Rußland, durch gegenseitige Zugeständnisse ihre Sonderinteressen in Einklang bringen würden. Durch die Vermittlung des deutschen Kaisers wurde damals Oesterreich-Ungarn von dem naggerade unerträglichen Alp der Furcht vor Rußland befreit. Wenn die Gegner Deutschlands in Wien die heutige Stellung Oesterreichs mit derjenigen vor 1872 vergleichen, so werden sie es doch vielleicht dem deutschen Reiche verzeihen, daß es Oesterreich, wie ganz Europa sieben volle Jahre lang den Frieden, und zwar unter den schwierigsten Verhältnissen erhalten und daß der Vertrag von Berlin eine sichere Basis für die weitere Entwicklung der Dinge auf der Balkanhalbinsel geschaffen hat. In politischen Dingen von Dauerhaftigkeit zu sprechen, ist bekanntlich eine Anomalie. Je größer die Dienste sind, welche eine Großmacht im Interesse des Friedens ihren Freunden zu leisten vermag, um so bitterer scheinen diese zu empfinden, daß eine so leistungsfähige Großmacht überhaupt existirt. Die Verschwörung, an der jetzt rüchsum gearbeitet wird, ist nicht gegen den Friedensstifter, sondern gegen den Friedensstifter gerichtet.“
Die vom „Soleil“ mitgetheilte Unterredung eines seiner Redacteurs mit dem Fürsten Gortschakoff wird allgemein, in Berlin und in Wien, in Paris und in Petersburg, für authentisch gehalten. Man läßt

sich in dieser Annahme auch durch das laßme Dementi nicht stören, welches von Petersburg aus in die Welt geschickt wurde. Die eine Beantwortung, wonach Fürst Gortschakoff nicht gesagt hat, der deutsche Reichskanzler beehre ihn mit seiner Feindschaft, bestätigt eben nur die Echtheit des Restes. Freilich hat nun auch das hochofficiöse „Journal de St. Petersburg“ Stellung zu der Badener Unterredung genommen, und zwar merkwürdiger Weise in einer für den russischen Kanzler nicht sehr schmeichelhaften Weise. Die interessante Note lautet:

„Ein Pariser Blatt, der „Soleil“, hat in den letzten Tagen über eine Unterredung berichtet, welche einer seiner Mitarbeiter jüngst in Deutschland mit dem Kanzler des russischen Reiches gehabt hätte. Wir wissen nicht, ob die Unterredung stattfand und namentlich, ob die Ausdrücke genau wiedergegeben sind. Wir wissen aus Erfahrung, wie sehr man solchen Berichten misstrauen muß, namentlich wenn die in Scene gesetzte Persönlichkeit keine Gelegenheit hatte, die ihr zugeschriebenen Worte zu controliren. Wenn es wahr ist, daß der Kanzler des russischen Reiches von den Sympathien sprechen konnte, welche Rußland immer für Frankreich gehabt hat, und von der Nothwendigkeit einer Erstickung dieses Landes im Interesse des Gleichgewichts und des Friedens von Europa —, so muß man sicher anerkennen, daß die politischen Männer Frankreichs, welcher Partei sie auch angehört, ihr Möglichstes gethan haben, um diese Sympathien unfruchtbar zu machen, da sie denselben jede Gegenfeitigkeit verweigerten. Während des letzten Krieges hat es — abgesehen von sehr wenigen Ausnahmen — keine Rußland feindlichere Presse gegeben als die Pariser Presse.“

Zu gewissen maßgebenden Kreisen zu St. Petersburg meint man eben, daß auf die Franzosen kein Verlaß sei, und die Art, wie der russische Kanzler den Franzosen in jener Unterredung den Hof machte, hat auch dort keinen sehr angenehmen Eindruck gemacht.

„Reuter's Office“ meldet aus Havanna unter 20. d. M.: Ein Tagesbefehl des General-Capitans macht bekannt, daß die Rebellen, durch Freiwillige aus dem betreffenden Orte unterstützt, das Dorf Majari angegriffen haben, daß die kleine Garnison aber trotzdem durch drei Tage Widerstand leistete und nachdem sie verdrängt worden, die Rebellen zurückschlug.

Die Belgrader Enquete-Commission empfiehl, die Offerte der österreichischen Staatsbahn der Supina zur Annahme vorzuschlagen. Alampic ist mit dem Elaborat des betreffenden Gezeugenworts betraut.

England als Militärmacht.

B. T. Was das moderne England als Militärmacht zu leisten im Stande ist, hat continentalen Beobachtern nur in den allerletzten Jahren zu Anerkennung und militärische Genugthuung Anlaß gegeben. Je häufiger seine Anzionen-Politik dieses Colonial- und Inselland in die Lage brachte, das mit Recht oder Macht Erworbene durch die Gewalt der Waffen festhalten zu müssen, desto freudiger traten auch die Mächte und Mächthalter einer Wehrverfassung aus Tagelicht, welche es Mithingel überläßt, die Interessen des Vaterlandes nach Außen hin mit dem Schwert zu verteidigen.

Aber so wenig man sich auch von der britischen Wehrverfassung Gutes versprechen durfte, so sehr glaubte man doch in allen Erfordernissen des practischen Dienstes die Engländer mit jenem Sinn für Ordnung und Accuratheit — um nicht zu sagen für Comfort — ausgestattet, welcher dieser verehrten Nation sonst so sehr eigen ist. Schon während des Krimfeldzuges hatten es, — nachdem die größten Uebelstände in der

Ferrileton.

Des Kaisers Bild.

Original-Novelle aus Elsaß-Lothringen von D. L.

Nicht weit von Straßburg liegt ein freundliches Dörfchen, dessen Häuser, nach Schwarzwalder Art gebaut, einen so recht deutschen Eindruck machen. Dieselben sind von reich mit Obstbäumen bepflanzten Gärten umgeben. Holzschänke ziert den Vorderbau und den Giebel, eine Art hölzerne Galerie zieht sich rings um das Haus und gibt demselben ein zierliches Aussehen. Natürlich ist es mit Wein umantelt im Elsaß, dem gegliederten Lande. Weiße Vorhänge vor den kleinen Fenstern, spendend von Wohlstand und Sauberkeit der Bewohner. Ein rother Geranienstock, eine blühende Rose oder Nelke als freundlicher Schmuck haben meist noch ihr Plätzchen gefunden.

Ein rechter Unterchied zwischen Elsaß und Lothringen tritt in diesen Dörfchen zu Tage, und zwar zu Gunsten des Elsaß. In Lothringen, in der Umgebung von Metz, ist das Landschaftliche allerdings entschieden schöner. Allersgrünste Thürme, citadellenartige Bauten von hohen dicken Mauern umgeben, die noch aus der Römerzeit zu stammen scheinen, geben den Dreifachten etwas Pittoreskes, einen fremdartigen Reiz.

Ein Elsaß-Dorf in der Nähe von Straßburg heimelt uns so an mit seinem echt deutschen Charakter. Diesen Charakter haben auch seine Bewohner trotz des Anrückens, den die französische Herrschaft ihnen gegeben, bewahrt, und tritt derselbe in Starre und zähem Festhalten trotz besserer Einsicht lieber oft unangenehm zu Tage.

Wir sind Herren des Landes; das Volk müssen wir erst nach und nach gewinnen. Das ist ganz natürlich so; einmal gewonnen, wird es dafür um so besser an uns halten, denn es ist ein deutsches Volk in seinem Aussehen, seinem Charakter und seinen Gebräuchen, und es ist auch recht

deutsche Art, sich nicht sogleich dem Neuen hinzugeben. Wie lange Jahre haben die Franzosen gebraucht, um dieses Volk französisch zu machen; nun hängt es eigenartig daran. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn es uns nicht so freudig, wie der verlassene Bruderstamm in Schleswig-Holstein, entgegenkommt. Vielleicht haben wir auch Fehler gemacht, irren ist menschlich.

In diesem Dorfe, von dem soeben die Rede ist, gibt es natürlich ein Wirthshaus. Das Schild, „au cheval blanc“, sagte Monsieur Stottinger, „loge à pied et à cheval — logirt zu Pferde und zu Fuß.“ Und darnach stand: „Md. de Vin“, eine Aufzierung für „Marchand de Vin“, oder die deutschen Soldaten, die sich im Dorfe umgibt, laßen „Madame de Vin“ und vermunterten sich, daß die Frauen hier überall auch das Wirthshaus betreten, wie sie ungewohnter Weise die selben viel umherlaufen und läßt die Rosse links stehen. Der Wirth, dem dies behagliche, freundliche Heim gehörte, stand in blauer Blause und weißer Zipfelmütze vor der Hausthür; er sah aber aus wie der sauerste Wein. Er hielt einen Zettel in der Hand, und das Wort „Erquartierung“ hatte ihn in so böse Stimmung gebracht.

„Alte“, rief er seiner Frau zu, „nun hör' einmal an, was diese Preise uns wieder aufgepreßt haben! Man wollen sie gar in unser Haus, in „ma propriété“ einbringen!“ „Vaterchen“, rief ein blondes Mädchen in der Kleidung Elsaßer Landstracht dazwischen, „das ist ja nur für einige Tage wegen des Mandorcks!“ „Ja, 'ne neue Schere, war bei den Franzosen nicht Mode. Die hatten ihr großes Leinwandlager bei Chalons und incommodirten keinen Menschen mit Soldaten. Ach, früher war doch alles viel besser.“ Ein tiefer Seufzer folgte.

Die Frau nahm ihm den Zettel aus der Hand. „Wie müssen Stuben zurecht machen, Röse.“ „Wen kriegen wir denn?“ fragte diese neugierig. „Zwei Straßburger Uhlänen, einen Officier mit seinem Burchen.“ „Prächtig“, meinte die Kleine, „die hab' ich schon lange gerne 'mal in der Nähe sehen wollen.“ Der Vater warf ihr einen zornigen Blick zu. „Was gehen dich die Preise an, Du dummes Madel?“ „Recht böse konnte er ihr aber nicht sein, denn das hübsche Mädchen war sein Liebling. Und

mit väterlichem Stolze schaute er ihr nach, wie sie schnell die schmale Treppe hinauf eilte, daß die langen Zöpfe hinter ihr flogen, um die Zimmer zu ordnen. Raum war sie fertig, da hörte man schon Pferdegetrappel. Die Hälfte von zwei Rossen wurden rasch am Gartenzaun befestigt, die Hauptthüre öffnete sich und herein trat sehr vergnügt der Uhlan; es war eine große kräftige Figur, seine Züge trugen unverkennbar Nord-Deutschlands Typus; blond, mit treuherzigen blauen Augen. Er hielt seinen Quartierzettel in der Hand und fragte: „Ist doch richtig hier?“ „Ja wohl, Herr Lieutenant“, sagte Röse. „Die Mutter wird Ihnen gleich Ihr Zimmer weisen.“ „Ja, Jungferchen“, meinte er etwas verlegen, „der Lieutenant bin ich nicht, der kommt noch, aber es schadet Nichts, Equaleuten haben wir alle Beide, es weiß Keiner, wer der Lieutenant und wer der Burche ist.“ „Röse, mit wem redest Du da?“ fragte der hinzutretende Wirth. „Das ist die Erquartierung, Vaterchen, dem Herrn Lieutenant sein Uhlan. Wo soll ich ihn hinführen?“ „Wohin? Was?“ auf dem Grundboden ein Streu zurecht, ist gut genug für die Preise, die umgebenen Gasse.“ Der Uhlan hielt sein Quartierzettel in der Hand. „Bitte gehorcht um einen Bleistift.“ Neugierig sah Röse zu, wie er sich einige Worte notirte. „Was schreiben Sie denn da auf?“ fragte sie. „Ja, setzen Sie, mein Fräulein, das ist nur wegen der Quartiere. Der Wirthmeister hat g'sagt, die Elsaßer müßten an die Erquartierung gewöhnt werden; wir müssen uns Notizen machen. In des Haus, wo wir schlacht aufgenommen worden sind, kommen das andere Mal sechs Mann für einen hin, damit die Leute besser lernen, wie man mit deutschen Soldaten umgehen muß.“ Natürlich hatte er geflunkert, aber dem alten Wirth mit der Zipfelmütze klang es doch etwas unheimlich. „Röse, ist die kleine Giebelstube frei?“ „Ja wohl.“ „Na, dann kann er dahin.“ „Aber meine Pferde!“ rief der Uhlan. Die müssen erst gut versorgt werden, dann komme ich hintenbrein.“ Die freundliche Röse machte viel wieder gut von dem Uebelwollen des Alten, daß sehr deutlich zu Tage trat.

Der Herr Lieutenant, der zugleich Adjutant war, verlangte wenig Bedienung; er war sehr viel mit Schreiferen beschäftigt. Sehr reservirt und höflich bezahlte er jede Gefälligkeit reichlich. Monsieur Michel Stol-

Heeresverwaltung gleich beim Beginn der Campagne durch eine unerwartete Presse aufgedeckt wurden — die Leiter der militärischen Verwaltungsbüroen vorzeitig verstanden, selbst die damals an der Spitze der Civilisation und der militärischen Einrichtungen marschierenden Verbündeten Franzosen zu überflügeln. Allein man scheint zu lange von dem Ruhme jener Tage gezecht zu haben, denn ein Londoner Correspondent schreibt:

Unter den Großstaaten der Neuzeit gibt es keinen, selbst Rußland nicht, welcher so häufig wie England in die Lage versetzt wird, Kriege gegen Grenznächbarn führen zu müssen. Man sollte nun annehmen dürfen, daß ein mächtiges und reiches Land wie Großbritannien unter solchen Verhältnissen seine Armeen in den verschiedenen Theilen der Erde in einem derartigen Stande zu können, was man bei dem Stande der Kriegswissenschaft und deren Entwicklung von einem Heere erwarten darf.

Allein die Thatfachen belehren uns leider, daß dem durchaus nicht so ist, und bei jeder Gelegenheit zeigt sich wieder von Neuem, wo die Schwäche Englands liegt, und wie wenig die Leute, welche den kleinsten Splinter im fremden Auge sofort entdecken, den Balken im eigenen Auge zu sehen im Stande sind. Doch es ist besser, anstatt aller Redensarten Facta sprechen zu lassen, und die Ereignisse der letzten Tage in Afghanistan bieten uns deren in hinlänglicher Anzahl.

Sobald die Nachricht von der Ermordung der englischen Gesandtschaft in Kabul in dem Sitze des Vicerois von Indien anlangte, (am 5. September), ertheilte dieser sofort den Auftrag, daß der General Denham Wassy den Spatar-Garda-Paß besetzen solle. Die Vorposten von General Wassy und seine ganze Brigade überhaupt befanden sich in Ali-Khel, einem Dorfe, welches etwa 25 englische Meilen von der Spitze des Passes entfernt ist. Und doch brauchte er eine ganze Woche, bis die Brigade diese Strecke zurücklegen konnte. Es klingt fast unglücklich, daß Regimenter, welche an der äußersten Grenze eines feindlichen Landes lagern, umgeben von kriegerischen Stämmen und zwischen Pfaffen, in welchen sie jeden Augenblick angegriffen werden können, nicht mit dem nöthigen Material für Transport und „Commissariat“ versehen sein sollten, um einen Marsch auf eine so kurze Distanz in der kürzesten Zeit antreten zu können. Und doch muß dem so sein.

Früher rühmten die Engländer, daß die Gorkha-Regimenter, — und diese liegen auch in Ali-Khel — geradezu ideale Truppen für schnelle Bewegungen und rasche Märsche seien, und daß jedes dieser Regimenter hundert vollständig ausgerüstete Maulthiere besitze. Und thatsächlich unternahmen auch die Gorkhas früher die schnellsten Expeditionen von ihren Standquartieren nach den entferntesten Gegenden ohne allen Zeitverlust. Allein Alles scheint sich in der indischen Armee zum Schlechten geändert zu haben. Kurz nach Beginn des Afghanen-Zugjages im letzten Jahre konnte die Division von Sir Samuel Brown absolut keinen Schritt vorwärts machen, weil es an allen Kisthieren und dem nöthigen Commissariat fehlte. Die Kamele starben zu vielen Tausenden, eben so die Maulthiere, und nirgends gab es Leute, welche es überhaupt auch nur verstanden hätten, mit diesen Thieren umzugehen. Alle Kriegscorrespondenten sind in dem Punkte einig, daß der Vormarsch für die Colonne von Keram von den ungeheuersten Schwierigkeiten begleitet sein werde, und das nur deshalb, weil größter Mangel an Kisthieren vorhanden ist.

Im letzten Kriege gab es keine forcirten Märsche, kein allzu heißes Wetter und doch gingen die Thiere in unglücklichen Mengen zu Grunde. Von einem Stappentritte war nicht die Rede; die Erfahrungen europäischer sowie asiatischer Kriegsführung waren gänzlich bei dem englischen Heere verloren, und die Engländer hatten Verluste aufzuweisen, wie sie vorher in keinem Feldzuge vorgekommen waren. In früheren Zeiten brühten sich die Engländer, daß ihre Generale in Asien Märsche von vierzig englischen Meilen in einem Tage machen konnten, und zwar ohne alle längere Vorbereitung. Im Jahre 1868, als die Unruhen in Pagarra ausbrachen, erhielten das 5. Gorkha-Regiment und das 2. Punjab-Infanterieregiment Marschbefehl am Mittag, und am Morgen des folgenden Tages waren beide schon im Aporetthal, in einer Entfernung von nahezu 50 englischen Meilen.

Im Jahre 1870 bedrohten die Mohind Begs die Stadt Tank. Major Kennedy gab der Garnison von Dica Zsmal Khan Befehl, die Vorposten im Gomal-Thale zu unterstützen, und 36 Stunden nach erhaltenem Befehle befanden sich zwei Infanterie-Regimenter und eine Batterie in Jutta, einer Entfernung von 54 englischen Meilen.

Es ist schwer anzugeben, weshalb die Schlachtfertigkeit und Schnelligkeit der englischen Armee in Indien so abgenommen hat. Das Material der Mannschaft blieb daselbe, die Officiere ebenfalls. Es kann also nur an dem System liegen, welches sich sehr verschlechterte. Durch sogenannte Ersparnisse im Commissariat und im Transportwesen wurde, wie es scheint, die ganze Maschinenriehe dieser beiden wichtigsten Abtheilungen einer activen Armee vollständig desorganisirt. Der Krieg in Afghanistan im vorigen Jahre begann sich seiner Unfreundlichkeit zu schämen, er hatte sich die Einquartierung viel schlimmer gedacht.

Gottlieb Wenzel, der Burche, ist, als ob er zu Hause sei, liegt hier und da schnell Hand an, besonders wenn er Röhre heilen konnte, aber der Alte warf ihm einen bitterbösen Blick zu, sobald er es bemerkte. Madame Goltzinger war eine gute Frau, die den ganzen Tag in der Küche stand und Alles recht appetitlich zubereitete. Die Wirthstafel war selten leer. Da saßen oft Wollensmänner neben ihren städtisch gekleideten Begleiterinnen und hatten Geld genug, sich hübsch serviren zu lassen. Röhre bediente flink und geschickt. Ihr Bruder half ihr nur ungern; er war ein langer, ungeheurer Mensch, der am liebsten mit der Finte oder der Angel faul umherlagerte. Vater Goltzinger blühte ihm oft jorgenvoll nach, er fürchtete, der Sohn könne die schöne Wirthschaft einmal recht herunterbringen. Arbeiten mochte er nicht, aber auf die „Preise“ schimpfte er den ganzen Tag, als ob die Schuld daran hätten, daß er sich ein Taugenichts geworden war.

Als am Nachmittage die Herbstsonne so recht hell und freundlich schien, kam die alte Großmutter mit dem Spinnrade die Treppe herunter. Gesellig, wie immer, nahm ihr's Gottlieb ab, und suchte ein geschicktes Plätzchen hinter dem Hause. Da hingen die gelben Maskolben und die Bohnen zum Trocknen, auch Tabakblätter in großen Bündeln waren rings um das Haus angebracht. Die schönsten Weintruben, die in reicher Fülle um die Fenster hingen, hatte man sorgfältig in Düten gesteckt, damit die Vögel und die Wespen nicht so viel naschen sollten. Die alte Frau mit ihrem gerunzelten, guten Gesicht, das unter der großen schwarzen Schleife hervorguckte, mit dem Mieder und dem sauberen weißen Hemd, über das sie ein dreieckiges Tuch mit Franzen gesteckt hatte, erinnerte ihn an sein Mütterchen daheim; er setzte sich zu ihr und erzählte sich etwas mit ihr. Röhre spülte Teller und Gläser am offenen Fenster. Sie hatte ihr Kleid hoch aufgesteckt und eine große blaue Schürze darüber gebunden. Die Arbeit ging ihr schnell und geschickt von der Hand. Sie rief zum Fenster hinaus: „Das ist hübsch, daß Ihr mit Großmutterle schwätzt! Ich werde auch zuhören!“ Und der Uhuau sprach von seiner Permat in Schleswig-Holstein, am Meerestrand. Er erzählte von den Fischerbooten, in denen er sich so gerne auf den hohen Wellen schaukelte. „Nichts, wie Meer und Himmel sieht man, Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was das ist, und der liebe Gott so nahe!“ Frau schämte er sich seiner letzten Worte, aber die Alte nicht verständig. „Unser Herrgott ist immer noch“, sagte sie, „aber Ihr junges Volk vergeht ihn nur oft über den vielen Menschen. Man soll's nicht thun, nicht wahr?“ „Großmutter, Ihr sprecht wie meine Großmutter daheim.“ (Fortsetzung folgt.)

letzten Jahre hätte als eine gute Lehre dienen sollen. Aber vergebens. Damals siegten die Engländer mit Gold anstatt mit Macht; nunmehr soll rasch eine große That vollbracht werden, und alle Glieder der Armee sind erlähmt und können sich nicht bewegen, ganz England verlangte, die Rache gegen die Mißthäter in Kabul solle wie ein Blitz auf ihre Häupter niederschlagen, allein die englischen Truppen können sich nicht rühren, obgleich sie nur wenige Meilen vor den Thoren von Kabul stehen. Es muß besser werden, und es kann besser werden. England besitzt eine merkwürdige Lebens- und Wiederverjüngungskraft. Jedermann erinnert sich der schändlichen Zustände bei der englischen Armee in Krimkrieg. Der Aufbruch des Landes war ebenso gewaltig, wie die Mißthäter; die Besserung erfolgte. Allein John Bull geht bald wieder seinen gewöhnlichen Geschäften nach, und die Sache wird vergessen. Im Kriegsdisciplinament hier ist jedoch der Schlendrian ärger, als in irgend einem Lande der Welt, und es bedarf wieder der allgemeinen Entrüstung der Nation und des Spottes im Auslande, daß England sich aufrafft, um sich auch als militärische Macht wieder einiges Ansehen zu erwerben. An Entrüstung und Spott fehlt es im Augenblick allerdings nicht.

Budapest, 23. September. (Orig.-Corr.) Die demnachst zu eröffnende Reichstags-Campagne wirt ihre Schatten voraus. Zahlreiche Gesetzesvorlagen sind in Sicht, die Minister berathen das Arbeitsprogramm der Session; ein hervorragender Redner der vereinigten Opposition betont die Nothwendigkeit, daß sich die untereinander sehr unrichtiglichen oppositionellen Fraktionen zu einer festeren Verbindung gegen die Regierung zusammenschließen mögen, welche, wie hieraus hervorgeht, noch nicht hinlänglich erkannt; ein nomineller Führer derselben Partei bricht im journalistischen Organ derselben eine Lanze für den jetzigen Armeestand und das vom Kriegsminister gewünschte Heeresbudget, — ein zarter Wind an die maßgebende Adresse, daß die vereinigte Opposition der Regierungsfähigkeit nicht entzöge. Zu den wichtigsten Fragen, womit sich der wieder zusammengetretene Reichstag beschäftigen dürfte, werden sicher die der Kompetenz und Kosten für die Verwaltung des Occupationsgebietes, ferner die der Ausdehnung der Staatsaufsicht über das confessionelle Schulwesen gehören. Zur ersteren hat die vereinigte Opposition durchaus nicht entgegen Stellung genommen. Es würde sich eben an der Ueberweisung dieser Kompetenz an die Delegationen, an der Votirung größerer, als quotenmäßiger Kosten die stärksten Oppositionszüge oder besser, wie die Frage als saurer Apfel behandeln wollte, eine scharfe gegenständige Stellung kann nur die jetzige Regierung stärken, und einen Mittelweg zu finden, der zugleich ein Präservativ gegen die heranrückende staatsrechtliche Gefahr in sich schließt, ist den Oppositions-Weisen ebenso schwer, als Anderen.

Was die in den letzten Wochen so acut gewordene Frage der verstärkten Staatsaufsicht über das confessionelle Schulwesen anbelangt, so hofft man wohl umsonst auf eine längere Vertagung. Die Regierung dürfte eben der Meinung sein, sie werde trotz aller principiellen Opposition, die ihr am lebhaftesten von jenen Elementen gemacht wurde, welche die Verschärfung lauer Hingabe an die nationale Staatsidee am wenigsten zu befahren haben, im nächsten Reichstag auch hierin die Majorität behaupten. Und diese Meinung hat vieles für sich. Die in Debrecz in offen vortheiliger Ansicht von einer der zeitweilige Legislative überdauernden Kraft der durch Friedensschlüsse geschaffenen Stellung der Ungarischen ist zwar durchaus nicht so leicht zu nehmen, wie die heute ziemlich allgemein herrschende, aber schon in ihrem vormaligen Ansehen angegriffene constitutionelle Schule es thun wird, und eine Erörterung im Reichstag wird jedenfalls mehr als akademischen Werth haben; bei alledem ist aber nicht nur die Wirkung der constitutionellen Theorie von der Beschaffenheit einer parlamentarischen Regierung und der Hinweisung auf nationale Interessen in dieser Arena viel stärker, als die Argumentation der Confessionellen, die abstract und abstrichener erscheint, und dem Verachte nicht entgegen kann, separate nicht immer flüchtige Interessen zu decken, sondern es ist auch ziemlich sicher, daß im Schoße der Confessionellen gegen das Gesetz geringerer Wohlthaten für das materielle Gedeihen der betroffenen Confessionen aufsteht.

Wien, 23. September. Gestern Abends 8 Uhr traf Graf Andorffy beim Fürsten Bismarck ein und verließ erst nach dreistündiger Unterredung, gegen 11 Uhr, das Hotel. Der Fürst hat heute Morgen, bis zum Entlassen des Prinzen Reuß, ununterbrochen mit dem Geheimsecretär Scazz gearbeitet. Zu dem Diner beim Grafen Andorffy, welches um 4 Uhr abendwärts ist, sind Fürst und Fürstin Bismarck, Graf Wilhelm Bismarck, Fürstin Dvornik, Prinz und Prinzessin Reuß, Baron Haymerle und Gmahlia und die Minister-Präsidenten Tisa und Taaffe geladen, eine beschränkte Anzahl von Personen, weil das Amenblement bereits größtentheils nach Budapest expedirt wurde. Morgen ist Diner beim Prinzen Reuß.

Die heutigen Journale erfahren über die gestrige Conferenz zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Andorffy: Beide Staatsmänner unterzogen die europäische Situation einer eingehenden Prüfung und gelangten zu der Erkenntnis, daß die Interessen der Kaiserreich-Ungarns und Deutschlands in allen sich erhehenden europäischen Fragen zusammenfallen, und daß die europäische Constellation darauf sei, daß an einer friedlichen Weltordnung dieser Interessen nicht zu zweifeln sei.

Minister-Präsident Tisa ist mit dem heutigen Frühzuge der Staatsbahn hier angelangt. Im Laufe des Vormittags besuchte Sr. Excellenz den Minister des Auswärtigen Grafen Andorffy. Nachmittags 4 Uhr wird der ungarische Minister-Präsident dem zu Ehren des Fürsten Bismarck stattfindenden Diner beim Grafen Andorffy bewohnen. Die ungarischen Minister Bödy, Bedelovics, Kemény und Szapary werden morgen Früh hier ein, am an der übermorgen stattfindenden gemeinsamen Minister-Conferenz theilzunehmen. Da Graf Szapary morgen hierherkommt, so dürfte die von einem hübschen Baute in Aussicht gestellte Reise des Leiters des österreichischen Finanzministeriums nach Budapest diesmal unterbleiben und dürfte die betreffenden Fragen schon jetzt gelegentlich der Anwesenheit des ungarischen Finanzministers in Wien gelöst werden.

Das Diner beim Grafen Andorffy endete um 7 Uhr. Um 7 1/2 Uhr erstarrten sich die Gäste, nur Bismarck und Tisa blieben zur Unterredung bei Andorffy zurück. Die Fürstin und Graf Wilhelm hatten sich mit den Gästen gleichzeitig entfernt. Gegen 8 1/2 Uhr verließ auch Tisa das Minister-Palais. — Fürst Bismarck besuchte den Erzherzog Wilhelm, den kaiserlichen und den französischen Botschafter, den päpstlichen Nuntius, den Minister-Präsidenten Tisa und empfing den Besuch des Prinzen von Duenburg. Der Fürst diente beim Grafen Andorffy.

Haag, 23. September. Der Prinz von Danien, der sich augenblicklich in der Schweiz aufhält, vertheilte sich im Journal „Waderland“ energisch gegen die Vorwürfe, welche im „Dagblad“ wegen seiner Abwesenheit von den officiellen Festlichkeiten gegen ihn erhoben wurden. Der Prinz versichert, daß die jüngsten schmerzlichen Verluste ihn zwingen, seine Zurückgezogenheit zu verlängern. Die officiellen Angelegenheiten interessieren ihn nach wie vor und er werde, sobald er wieder zu Kräften gelangt, bis zur Evidenz beweisen, daß er sich vollständig den Interessen des Vaterlands widmen wolle.

Paris, 22. September. Der „Soleil“ veröffentlicht ein Schreiben seines Directors Eduard Herod, worin derselbe ablehnt, an dem legitimitätlichen Banket theilzunehmen, welches am 29. d. M. bei dem Grafen Chambord zur Feier seines Geburtsfestes stattfinden soll. Herod sagt, seine Anwesenheit würde eine zweideutige Situation schaffen und würde an ein formelles bestimmtes Einverständnis glauben lassen, welches als Basis einer politischen Action dienen könnte. Er sei nun aber genöthigt, zu constatiren, daß ein solches Einverständnis nicht existirt und selbst entfernter als je zu sein scheint.

Madrid, 23. September. Die Eröffnung der Cortes ist auf den 3. October festgesetzt. Mehrere cubanische Selavenbesitzer verlangten von der Regierung dringend die Ergreifung geeigneter Maßregeln, da sie andernfalls genöthigt sein werden, alle Selaven freizugeben, um die Niederbrennung ihres Eigenthumes zu verhindern. Die Regierung telegraphirte denselben, sie hoffe, daß die Eigenthümer im Einvernehmen mit der cubanischen Regierung handeln werden, wie es ihnen die Vaterlandsliebe eingeben muß.

London, 23. September. Wie die „Times“ erfahren, resultirte aus der Zusammenkunft zwischen dem Marquis of Salisbury und dem französischen Minister des Auswärtigen Waddington eine völlige Verständigung über die Hauptpunkte der ägyptischen und der griechischen Frage. Behufs Erleichterung bei der Lösung der ägyptischen Finanzschwierigkeit soll künftighin jedes Mißverständnis zwischen Frankreich, England und dem Kheide vermieden werden.

Die „Daily News“ melden aus Schutargardan unterm 22. d.: Die Mongolen überfielen eine Provinzcolonne in der Nähe von Schutargardan, tödteten deren Escorte, sowie 16 Maulthiertreiber und erbeuteten 84 Maulthiere.

Local- und Tagesnachrichten.

Herausgabe, 26. September. — (Hausner's Textil-Industrie.) In dem sehr anerkanntem Werte von Hausner: „Darstellung der Textil-, Kaufschul- und Leder-Industrie (2. Auflage, 1879, Wien, Verlag der Manz'schen Buchhandlung)“, über welches Dingler's polytechnisches Journal, die Schweizerische Mittheilung, die deutsche Heereszeitung, die deutsche Gerberzeitung in Berlin, die Neue preussische Zeitung, die Berliner Volkszeitung und noch sonst eine große Anzahl von Blättern auf das Anerkennendste sich äußern, ist Seite 8 Folgendes zu lesen: „In manchen Ländern wird die Flachspflanze nur der Samen wegen gebaut und das Flachstroh bloß als Brennmaterial verwendet; so in der europäischen und asiatischen Türkei und in Siebenbürgen. In den leinbauenden Districten dieser Länder ist die Leinwolle der Bewohner aus Hanf gewebt und scheint man dort oft gar nicht zu wissen, daß die Flachspflanze auch eine spinnbare Faser liefert.“

Es ist dies ein Beleg, welche Vorstellungen man sich in den österreichischen Ländern von unserem beschriebenen Lande macht, das hinter die asiatische Türkei gerückt wird. Wir machen den geehrten Verfasser der Textil-Industrie auf folgende Stelle im Handbuche der Landeskunde Siebenbürgens von Bielz (Herausgabe 1857) aufmerksam: „Der Flach wird theils wegen seiner Fasern zu Gespinnsten, theils des Samens wegen zur Delbereitung angepflanzt, und zwar in ersterer Absicht besonders bei Kronstadt, wo jährlich auf 275 Joch Ackerland durchschnittlich 508.007 Garben gewonnen werden, dann bei Karlsburg und Deß; der Delbereitung wegen aber außer bei Deß auch in der Umgegend von Klausenburg im Ganzen 1255 Joch, welche 2901 Meilen Leinwollen abwerfen. Die Menge des in Siebenbürgen gewonnenen Flachses wurde bis zum Jahre 1851 zu 14.105 Centnern angenommen.“

(Gesunden) wurde ein mächtiger Thorschlüssel. — (Kirchlicher Ober-Curator.) Der Bischof von Siebenbürgen hat auf Grund der Wahl der neuconstituirten Synodus-Ungarischer armenischer katholischer Kirchen-Diöcese den k. Rath und pensionirten Gerichtshof-Präsidenten Gregor Simay zum lebenslänglichen Ober-Curator der genannten Diöcese ernannt.

(Todesfall.) Nägeli Droßja wurden dieser Tage mehrere von Säu-Neigen über Kööblut mit ihren Fuhrwerken kommende Kaltbrenner von dem Sturmsturz angehalten, weil sie auf einem Nebenwege fuhrten, der seiner Angabe nach unter Verbot steht. Als der Sturmsturz die Leute pfänden wollte, erhielt er von Einem derselben mit einer Stange einen solchen Heiß auf den Kopf, daß er zusammenstürzte und auf der Stelle todt blieb.

(Verunglückt.) Am Montag Abend verunglückte in einem Steinbruch in der Nähe des Galgenberges bei Kronstadt zwei Menschen. Durch herabstürzendes Steingerölle wurde dem einen der Kopf vom Humpfe und auch ein Arm abgerissen. Der zweite lebt noch, ist aber schwer verwundet.

(Erhängt.) Am 23. d. hat sich in Kronstadt eine Dienstmagd erhängt.

(Kindesmord und Selbstmord.) Aus Laibach, 21. d., wird berichtet: Ein gräßliches Verbrechen verübte gestern Nachts der Kaufmann des kais. Landesauschusses, der 45 Jahre alte Hoffmann. Derselbe hatte seinen einzigen vierjährigen Sohn an der Schwalle der Thüre des ersten Zimmers erhängt, nachdem er ihm früher eine schwere Beschädigung am Kopfe beigebracht hatte. An der Thüre des zweiten Zimmers an einem Nagel erhängte sich Hoffmann selbst. Hoffmann war seit vier Monaten Wiver. Seine Frau mißhandelte er fortgesetzt. In letzterer Zeit ergab sich Hoffmann dem übermäßigen Genuß von Spirituosen.

(Duell zwischen Officieren.) Dieser Tage hat in einer Lichtung des Savanvaluter Waldes bei Odendurg zwischen zwei Officieren der Wiener-Neustädter Akademie ein Pistolenduell stattgefunden. Die Gegner schossen auf eine Distanz von 50 Schritten und einer wurde am Arme schwer verwundet. Anlaß zum Duell hatten einige höfliche Bemerkungen bei den Manövern geboten.

(Ein Einfieler.) Einem reichen Bürger von Maria-Theresiopel hat, wie ein dortiges Blatt berichtet, vor zehn Jahren seine Frau. Der Gatte nahm sich den Tod seiner Ehehälfte so sehr zu Herzen, daß er beschloß, fortan ein Einsiedlerleben zu führen. Seit zehn Jahren verharrt er bereits bei seinem Entschlusse, seit dem Tode seiner Gattin hat er weder eine Fleischspeise zu sich genommen, noch irgend ein geistiges Getränk über seine Lippen gebracht. Er schläft auf zwei Brettern, geht täglich in die Kirche und besucht sehr oft die Friedhöfe. Auch bei der jüngst stattgefundenen Hochzeit seiner Tochter ist er keinen Augenblick von seiner Einsiedler-Lebensweise abgegangen.

(Ein auf wiegelnder Rabbiner.) Der Beregsbacher Rabbi will den dortigen jungen Cantor nicht dulden und hegt die Absicht in Parteien zerfallene Gemeinde in seinen Predigten gegen den Cantor auf. Beim Herannahen der hohen Festtage — so berichtet man dem „Egyphter“ — signalisirte der Rabbi, er wolle zeigen, daß der bei der Majorität der Gemeinde so beliebte Cantor im Tempel nicht singen werde. Dann verhielt er sich sammt seinen Parteigängern einige Zeit ganz still. Nur fiel es Einigen auf, daß der Rabbi mit seinen Anhängern häufig geheimer Conferenzen habe und daß sie eine alte Jüdin im Versteck halten. Am 16. September — es war der Vorabend des hohen Festes — als die andächtige Gemeinde das Bethaus verließ, um nachhause zu gehen, spielte sich vor der Tempelthüre eine theatrale Spectaculöse ab. Als dann der Cantor den Tempel verließ, um an den häuslichen Herd zu gehen und Kind zurückzuführen, da fiel ihm ein altes Weib um den Hals, welches

bisher an der Tempelpforte gelebt hatte, und rief: „Ach, mein theurer Mann, endlich habe ich Dich gefunden!“ Für die Wahrheit seiner Aussage producierte das alte Weib eine Menge Schriftstücke, sogar den Trauschein. Der Cantor erklärte, die Alte nicht zu kennen, aber es half ihm nichts, er mußte ins Loch. Die Untersuchung der Angelegenheit ist im Zuge. Was immer sie ergeben sollte — der Rabbi von Beregshatz hat seinen Zweck erreicht; der Cantor hat während der Feiertage nicht im Tempel gesungen.

(Einspruch einer Synagoge.) Am ersten jüdischen Neujahrsfeiertage hat sich in Szolva im Reghery Comitate (Ungarn) ein großes Unglück ereignet. Im Badesaale der dortigen jüdisch-orthodoxen Gemeinde, welches über einem öffentlichen Bade erbaut ist und sich schon seit langem in baufälligem Zustande befindet, ist während des Gottesdienstes der Fußboden der Frauenabtheilung eingestürzt und bei vierzig Personen stürzten in das unter diesem Theile befindliche Badebassin. Die Scenen, welche sich während und nachdem das Unglück geschehen, abspielten, ipoten jeder Beschreibung. Ueber die Anzahl der zu Grunde gegangenen Menschen liegen noch keine authentischen Mittheilungen vor. Bei zwanzig Frauen und einige Kinder sollen ertrunken und erdrückt und noch ebenso viele theils schwer, theils leicht verwundet sein.

(Ueber den Synagogen-Einspruch in Szolva.) einen 2 Meilen von Munkacs entfernten Marktflecken entnehmen wir einer Correspondenz des „P. Napó“ noch Folgendes:

Das Schreckliche der Situation wurde noch dadurch gesteigert, daß die in das Bade-Reservoir gefallenen Personen von dem nachrückenden Gehäuf unter das Wasser niedergedrückt wurden und daß die religiöse Befangenheit viele der orthodoxen Juden wegen des hohen Feiertages von der Hilfeleistung zurückhielt. Bald jedoch erschienen die Forst- und Oeconomie-Beamten der größten Schönborn'schen Munkacs'er Herrschaft mit ihren Leuten und retteten was noch zu retten war. 16 Frauen und 1 Knabe wurden todt aus dem Wasser gezogen. Außerdem erlitten noch 12 Jüdinnen kleinere und größere Verletzungen. Als der herbeigerufene Arzt kam, fand er 17 Leichen in einem Zimmer neben einander gelegt, zu Häupten einer jeden eine brennende Kerze, was den Anblick noch schauerlicher machte.

(Dreißig Kinder verunglückt.) Der „Epoche“ wird aus Szolva geschrieben: „Am vergangen Freitag schlagen plötzlich um 8 Uhr aus dem Schindelbache des einstöckigen Hauses des Bäckermeisters Kulica in der Klosterstraße in Szolva in Flammen empor, welche auch bald das Schindelbache des oberhalb stehenden Gebäudes der Gemeindefrauenthule ergriffen. Doch fand sich bald die Feuerwehr ein, welche energisch dem verderbenden Elemente entgegenarbeitete, so daß sich dieses auf das Haus des Kulica beschränken mußte. Ein bewaunenswerthes Unglück traf jedoch die armen Schulknaben, hauptsächlich die der niederen Classen. Beim ersten Alarm vergaßen die Lehrer völlig auf die Kinder und eilten in das obere Stockwerk um den Brand zu sehen. Die Kinder, von Schrecken erfaßt, stürzten nun in kopfloser Eile die Stiege hinab. Die jüngeren konnten den älteren nicht gleichkommen, stießen hin oder wurden von den Rückwärtigen niedergedrückt, die Nachfolgenden stürzten wieder über die Liegenden und so entwickelte sich, wie Augenzeugen berichten, auf der Stiege eine furchtbare Scene, wobei ein ganzer Haufe Knaben, wie Holzstücke aufeinanderbergend, die Stiege bedeckte. Zum Unglück brach auch noch das hölzerne Geländer; die älteren Knaben stiegen entweder kopfüber herab oder sprangen auf den Köpfen der halbtodten jüngeren Mitschüler ins Parterre herab, wo ein herzbrechendes Geschrei und Jammer der verwundeten und bis zum Tode erschreckten Kinder entstand. In diesem Getümmel tauchten noch die Väter und Mütter auf, welche wie wahnsinnig herumliefen und ihre Kinder suchten. Es war ein schrecklicher Anblick, die armen, von den Tritten und Nuschlungen verwundeten Kinder, welche aus dem Schulgebäude herausgeschafft wurden, zu sehen. Im Ganzen sollen mehr als dreißig Kinder mehr oder weniger verletzt sein.“ Ein kaum glaubliches Nachspiel wird dem genannten Blatte zu diesem traurigen Ereignisse noch mitgetheilt: „Herr Franz Wiesner, gewesener Statthalter und Schlosser, nunmehriger Wittebater der Zuckerfabrik Wocovic und Uebic hat fünf seiner Gefellen, nämlich: Wincura, Woneza, Svjoda, Dubovsky und Walenta, welche sich beim Witten der kleinen Schuttkinder und am Löschen des Brandes betheiligt haben, aus dem Grunde sofort aus der Arbeit entlassen und brodlos gemacht, weil sie ohne seine Bewilligung etwas gethan haben, was in dem suchtbaren Augenblicke einen jeden Menschen die heiligste Pflicht gebot.“

(Eine Giftmischerin.) Am 3. d. M. entwich aus dem Lemberger Gefängniß die zu zwölf Jahren Kerker verurtheilte gewesene Giftmischerin Katharina Danykewitsch, ohne bis jetzt erwischt und wieder festgenommen worden zu sein. Vorigen Montag kam, wie die Lemberger „Gazeta Narodowa“ schreibt, K. Danykewitsch zu den Bauerleuten Podoljan im Dorfe Szolozoy, bat, man möge sie über die Nacht aufnehmen und tractiren dann, als ihr dies zugesagt wurde, die gastfreundlichen Leute mit Schnaps. Kaum hatten die Eheleute Podoljan von dem Schnaps getrunken, als sie sofort in Starrkrampf fielen. Man raffte die Giftmischerin, welche den Eheleuten im Schnaps Wist verabreicht hatte, Kleidungsstücke im Werthe von etwa 300 fl. zusammen und suchte damit das Weite. Gleichzeitig langte aus Mieluniv die Nachricht an, daß K. Danykewitsch Tags vorher dort gewesen und dort drei Personen vergiftet und beraubt habe.

(Kaiser Wilhelm über das Taubenschießen.) Bei dem Besuche, welchen der deutsche Kaiser am Montag voriger Woche der Berliner Gewerbe-Ausstellung abstattete, wendete er den dort ausgetheilten, als Ersatz für das Taubenschießen in England und Amerika allgemein gebräuchlichen Bogardus-Glasfugeln seine besondere Aufmerksamkeit zu und nachdem der Vorsitzende der Ausstellungsgesellschaft, Herr Kühnemann, auch die Construction und den Gebrauch der dort ebenfalls ausgetheilten, zum Werfen der Kugeln dienenden Maschine erklärt hatte, äußerte der Kaiser: „Der Mann, welcher auf diese Art für die unselige Spielerei des Taubenschießens Ersatz geschaffen hat, verdient eine besondere Anerkennung.“ Ein Berliner Blatt bemerkt dazu ganz angemessen: „Wir geben dieser von dem Monarchen über den Taubensport ausgesprochenen Ansicht mit besonderer Freude weitere Verbreitung. Ist auch das Schießen nach Glasfugeln vielleicht weniger nobel, weil es bedeutend billiger ist, als das Schießen nach lebenden Thieren, so hat es doch auch vom Standpunct des rechten Sportsfreundes den Vorzug, daß es schwieriger ist.“

(Eine Rundfahrt durch Europa.) Unter den mancherlei sonderlichen Sportsnachrichten wurde vor einiger Zeit auch der Rundfahrt zweier Amerikaner gedacht, welche den schon nicht mehr ganz ungewöhnlichen Weg vom Rhein in die Donau verschmähnten und — umgekehrt — von der Donau in den Rhein und nach London gelangen wollten. Diese beiden Amerikaner sind denn auch in ihrer zierlich gebauten Zelle vom Schwarzen Meer bis Linc in die Donau verschmähnten und — umgekehrt — von der Donau in den Rhein und nach London gelangen wollten. Diese beiden Amerikaner sind denn auch in ihrer zierlich gebauten Zelle vom Schwarzen Meer bis Linc in die Donau verschmähnten und — umgekehrt — von der Donau in den Rhein und nach London gelangen wollten. Diese beiden Amerikaner sind denn auch in ihrer zierlich gebauten Zelle vom Schwarzen Meer bis Linc in die Donau verschmähnten und — umgekehrt — von der Donau in den Rhein und nach London gelangen wollten.

schlecht allein abgesehen hatte, auch die sämmtlichen, für den Dieb vollständig werthlosen Notizen des einen Reisenden über die zurückgelegte Fahrt, und dieser letztere Umstand ist es, welcher den beiden Sportmen hauptsächlich heilagswerth erschien. Am andern Morgen segten sie ihre Reise nach Dresden fort. Der Dieb ist leider bisher unbekannt.

(Zum Testament des Prinzen Napoleon.) Herr Krouber, dessen Anwalt in Ghislerhust vor Kurzem gemeldet wurde, wird, wie die „World“ erzählt, längere Zeit dajelbst verweilen, da die Vollstreckung des vom Prinzen Louis Napoleon hinterlassenen Testaments mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist. Da in dem beagtem Testament Legate für ungefähr 50.000 Pfd. St. ausgeworfen sind, ohne daß ausdrücklich angegeben wäre, von welchen Fonds diese zu bezahlen seien, ergibt sich für die Vollstreckung die Nothwendigkeit, das ganze vorhandene Vermögen in allen seinen Einzelheiten genau aufzuzählen, um zu sehen, welche derselben sich am besten zu obigen Zwecke veräußern lassen. Dazu kommt, daß in Folge des Entschlusses der Kaiserin Eugenie, sich nach Herstellung eines Grabmals für ihren Sohn in die Einsamkeit (vielleicht eines Klosters) zurückzuziehen, eine Liquidirung, richtiger gesagt, eine Vereinfachung ihrer Einkünfte erforderlich erscheint. Nebenbei mag bemerkt sein, daß das Testament des Prinzen streng genommen vor dem Gesetz keine Gültigkeit hat, da es nicht nach englischer Vorschrift abgefaßt und in Frankreich nicht registriert wurde. Doch bedarf es kaum der Erwähnung, daß die Kaiserin jeder seiner Bestimmungen getreulich nachkommen wird.

(Fortsetzung folgt.) Vor Jahr und Tag gab das die Tagblätter der gute Will, daß in einem Frühlings eine Sitzung, in welchem der Kampf um eine Forderung beschrieben war, der an einem Tage zum Abbruch gelangte Abschnitt mit den Worten . . . und sie führten die Thore der Forderung mit dem lauten Ruf: Fortsetzung folgt, schloß. Die conservativen „Neue Westphälische Volkszeitung“ vom 17. September leistete denselben unfehlbaren Will, indem es in dem Feuilleton: „Aus den Zeiten der Knechtschaft“, heißt: Da richtete er (er König Jerome von Westphalen) das Auge auf die gegenüber liegende Bibliothek und fast in demselben Augenblicke fiel dort die äußerste Hülle eines angebrachten großen Transparenzes und mit großen roten Buchstaben leuchtete die Inschrift ihm entgegen: Fortsetzung folgt.“

(Eine respectable Leistung) im Velocipedfahren haben drei junge Mailänder dieser Tage fertig bekommen. Dieselben, Namens Greco, Colombo und Calzolari, fuhrten am 6. September von Mailand ab und trafen, ihren Weg über Pavia, Venusa, San Remo, Marjeile und Valence nehmend, am 14. September in Lyon ein. Innerhalb acht Tage hatten sie die Strecke von 880 Kilometern per Velociped zurückgelegt. Dieselben wollen auch ihre Rückreise nach Mailand auf dieselbe Weise unternehmen, und zwar diesmal auf dem Wege über den Simplon.

(Treue einer Ehebrecherin.) Aus Palermo wird geschrieben: Vor dem hiesigen Gerichtshofe gelangte jüngst folgender interessanter Proceß zur Verhandlung: Francesco Catalano, Fassbinder in dieser Stadt, hatte ein intimes Verhältniß mit der Gattin eines gewissen Ricci angeknüpft und diese gestattete ihm sogar, sie in ihrem eigenen Hause zu besuchen. Vor einiger Zeit machte nun Catalano eine längere Reise, welche Gelegenheit dessen Freund Villa dazu benützte, sich ebenfalls der Ricci zu nähern. Er wurde jedoch mit seinen Liebesanträgen zurückgewiesen, und um sich nun an der Spree zu rächen, schrieb er an Catalano, daß seine Geliebte während dessen Abwesenheit den Besuch einiger fremder Männer entgegengenommen habe. Von Wuth lehrte Catalano nach Palermo zurück und begab sich des Nachts in das Haus seiner Geliebten, bei der er dann einige Stunden verweilte. Nach Mitternacht verlegte er ihr jedoch einen Dolch in die Hüfte und entflo. Wahrscheinlich nur aus Liebe zu ihrem Verführer machte die Ricci jedoch keinen Alarm, sondern verband sich langsam die Wunde und legte sich wieder in's Bett, wo sie einige Stunden nachher an Blutverlust verschied. Der einzige Sohn der Ehebrecherin, ein achtfähriger Knabe, enthielt dann das ganze Geheimniß. Catalano erhielt zwölf Jahre schwerer Knechtschaft zuerkannt.

(Unter den vielen baulichen Veränderungen,) welche seit 1870 in Rom schon vorgenommen sind und noch bevorstehen, befindet sich auch die Demolirung des weltberühmten Ghetto. Nach den vorliegenden Projecten würde das Ghetto vollständig verschwinden und vielleicht das schon lange in Aussicht genommene große Justizpalais an die Stelle des historischen Judenviertels treten.

(Naiv oder unverkämmt.) In Schweden und Norwegen existirt keine Staatslotterie und ebenso ist das Spielen in fremden Lotterien verboten. Infolge dessen überschritten dänische Collecteure diese Länder mit ihren Spielanerbietungen, wie dies bei uns von Seiten der Hamburger zu sehen ist; aber das Höchste scheint ein in Kopenhagen wohnender Schwede Namens Gustav Hoffy darin geleistet zu haben; denn er wendet sich mit einem Schreiben direct . . . an die Polizeimeister. Er bietet denselben für den Abzug von je hundert dänischen Loosen „mit Hochachten ergeben“ 25 Kronen an. Er bittet auch, im Fall der Herr Polizeimeister „diese sehr passende und einbringende Agentur nicht annehmen wolle, so gefällig zu sein, diesen seinen Vorschlag dem einen oder dem anderen seiner Freunde und Bekannten zu überlassen, oder ihm auch die Adresse einer realen Person aufzugeben, an den er sich wenden könne.“ Ja, der Herr Collecteur ist sogar so naiv, an die Polizeimeister zu schreiben: „Wenn das Lotteriespielen in Ihrem Lande nicht getatet ist, werde ich Ihnen, wenn Sie es wünschen, eine wichtige Mittheilung machen, insofern welcher Sie auf eine sehr einfache Weise Loose abgeben können, ohne sich einer Verjährungsverletzung schuldig zu machen.“

(Vändlich, sittlich!) Der russische Finanzminister General-adjutant Greich, kehrte bei seiner jüngsten Anwesenheit in Saratow unter Anderem auch die dortige Stadt-Duma (Verwaltung). Bei seinem Fortgehen konnte er nicht umhin, den erkaunten Vätern der Stadt sein Bestreben über den ganz außerordentlich staunenswerthen — Schmutz in den Räumen des Rathhauses auszusprechen.

(Von Ex-Khedive.) Man weiß, daß Ismail's einzige Leidenschaft war, Schätze zusammenzuscharen; es sind darüber stichame Anekdoten in Umlauf. Er besitzt 42 Tafelgeschirre, einige darunter aus massivem Golde und mit Edelsteinen besetzt. Von dem Augenblicke ab, wo ihm die Abdankung aufgedrungen wurde, war Ismail's einziger Gedanke, dieselbe lange genug abzuwehren, um Alles einzupacken, und als alle seine Koffer an Bord waren, war das Aufsehen so groß, daß die Consuln sich fragten, ob sie dieselben nicht mir Beschlag belegen sollten. Sein Vermögen wird auf 16.000.000 Pfd. St. geschätzt; doch noch am Tage seiner Abreise lieierte er ein Beispiel seiner Lebensweise. Ein rother Teppich war auf dem Quai als ein Merkmal königlicher Ehrenbezeugung niedergelegt worden. Ismail, um zu zeigen, daß er nicht länger ein Souverän sei, schritt neben demselben auf dem bloßen Erdboden hin, aber als er an der Stelle anlangte, wo die Zölle erhoben werden und er ersah, daß sich 4000 Pfund in der Casse befinden, nahm er für den Augenblick seine Herrscherwürde wieder auf und befaß, das Geld an Bord zu bringen, was ihn indes nicht daran hinderte, wenige Tage später an Tewfik um 3000 Pfund zu schreiben, die er, wie er sagte, „äußerst nöthig habe, da er nicht einen Heller besitzt.“ Ungleich seinem Vater, treibt Tewfik die Sparsamkeit fast bis zum Aeußersten. Sein Haushalt ist auf den einfachsten Maßstab reducirt und jeden Monat werden die Saläre seines persönlichen Gefolges unter seiner eigenen Aufsicht gezahlt; er hat seine Civilliste auf eine niedrige Ziffer reducirt — die neuen Khedive's lehnen gut.

(Die Mormonenfrage.) Vor zehn Jahren ging in den Ver. Staaten die allgemeine Rede: das Mormonenthum würde durch die Pacificbahn allmählich ruiniert werden. Dem freien Verkehr und dem großartigen Einströmen von „Gentiles“ gegenüber könne es sich nimmermehr halten. Der freie Verkehr ist nun lange da und das Einströmen der „Gentiles“ auch, aber das Reich von Jbe Smith und Brigham Young besteht noch in Kraft und denkt nicht daran, sich aufzulösen. Wie das gekommen ist? Einfach, durch die vorzügliche Klugheit der Führer. Denn als sie die Unmöglichkeit fernerer Abschließung einsahen, warfen sie sich mit aller Macht auf die Vergrößerung ihrer Zahl durch Einwanderung. Gegen dreitausend „Missionäre“ wurden nach England, Schottland, Deutschland, Schweden, Norwegen und Dänemark ausgesandt. Und so eifrig arbeiteten dieselben, daß jedes Jahr zwischen zehntausend und zwanzigtausend Proselyten in den atlantischen Häfen landeten. So haben die „Heiligen des letzten Tages“ ihre Zahl denn bis auf 100.000 gebracht. Und sie behaupten, daß 50.000 noch in anderen Weltgegenden leben, nur des Signals harrend, das sie nach dem „Tabernakel“ am Salzsee ruft. Was konnte die Bundesregierung unter solchen Umständen machen? Die einzige Handhabe bot der Kampf gegen die Vielweiberei. Und so wurde denn auch ein strenges Gesetz gegen dieselbe erlassen. Einzelne sind auf Grund desselben verurtheilt, aber die größere Hälfte der Bevölkerung konnte man weder überführen noch in die Zuchthäuser sperren. Da ist unsere Staatssecretäre denn ein origineller Gedanke gekommen: könnte man nicht die europäischen Regierungen gegen die Mormonen-Auswanderung einnehmen? Nicht sie, die doch so Vieles vermögen, zu einem Veto gegen die Verbreitung des Vielweibereisystems oder gegen die Auswanderung der Anhänger desselben veranlassen? Den Gedanken hat er in den letzten Tagen auch ausgeführt. Und so werden denn Bismarck und Besenford sowie die leitenden Geister der skandinavischen Reiche demnachst Veranlassung haben, über die Tugendlichkeit oder Untugendlichkeit der Beschränkung des Mormonenthums in ihren Reichen Beschluß zu fassen. Wo ist die „Predigt“ des Mormonismus verboten werden? Wir glauben kaum. Aber selbst wenn sie es thäten, so würde das nur von sehr unbedeutendem Nutzen sein. Denn die Jünger Brigham Youngs wissen ihre Theorien auch ohne öffentliche Verkündigung an den Mann zu bringen. Ein dem Präsidenten nothwendiger Beamter soll für den Fall des Wählens der in Frage stehenden Maßregel mit einem Verbot der Mormonenimmigration in unseren Häfen gedroht haben. Aber kann ein amerikanischer Präsident etwas darauf eigene Faust unternehmen? Schwierig. Und ein demokratischer Congress wird es sicher nicht sanctioniren. Uebrigens wird selbst ein legal zu Stande gekommenes Verbot der Mormonenimmigration ein bloßer Schlag ins Wasser sein. Denn an der Nase kann man den Ankömmlingen zu Castle-Garden ihre Zugehörigkeit zur Gemeinde Smith's und Youngs doch nicht ansehn. Kurz die neue Antimormonenbewegung innerhalb unserer Administration sieht von vorne herein wie ein Fehlschlag aus. Und was die Sache noch unangenehmer macht, ist der Umstand, daß die Mormonenblätter in Urach der neuen Action ganz offen die unlauteren Beweggründe unterstreiben. De Landgraf in Washington, sagen sie, wollen unsere Fruchtfelder und Bergwerke. Just so, wie man uns unsere Acker vordem in Illinois und Missouri nahm. Wie an unserm Theil sind aus leicht begreiflichen Gründen der Religion von Joseph Smith's und dem von ihm gegründeten Reiche nicht im Mindesten zugeneigt. Aber wir meinen, man sollte es bei erster Durchführung der Gesetze gegen die Vielweiberei vor der Hand sein Bewenden haben lassen. Denn die heidnischen Mormonen gewaltiam zurücktreiben und zugleich die heidnischen Chinesen mit ihren zehnfach größeren Gemein in zahlreichster Gelfremdenlichkeit an unsern Gehäusen willkommen heißen, ist doch, gelinde geredet, im alleräußersten Maße sonderbar. (Correspondenz aus Amerika.)

Theater.

Die wundervollen Melodien der Strauß'schen Fledermaus gaben gestern Gelegenheit uns neuerdings, knapp vor Schluß der Saison, mit der verhängnisvollen Tenoristenfrage zu beschäftigen. Herr Alexander Vert h's debütierte darin als „Eisenstein“ und erhielt sich bei dieser nicht leichten Aufgabe und Spielpartie durchwegs mit Anstand an der Oberfläche. Die Stimme ist zwar nicht sehr stark aber von angenehmem Klang und dabei zeigt Herr Vert h's den nöthigen Fond musikalischer Kenntnisse und Sicherheit.

Die Partie der Rosalinde hatte gegen die frühere Aufführung eine ungemein günstigere Darstellerin in Fräulein Haberich. Somoß Spiel als Gesang waren charmant und verdienen, was sie auch fanden, beste Anerkennung.

Am Dirigentenpulte erblickten wir mit Befriedigung den Herrn Stadtcapellmeister Hermann und Dirigirer wie Sänger befanden sich dabei sehr wohl.

Das Ensemble gieng exact zusammen und hätte die Direction sich schon früher dazu entschlossen, manches wäre vielleicht anders gekommen. G.

(Literarisches.) Das 12. Heft des dritten Jahrganges der im Verlage Leykam-Josefthal in Graz erscheinenden Monatschrift „Heimgarten“, herausgegeben von P. K. Rosegger, enthält folgende Aufsätze:

- Der Hücher von Bethsaida. Eine Erzählung aus dem Morgenlande von P. K. Rosegger. — „Beter Titus.“ Erzählung von Elise Linhart. (Schluß.) — „Wenn Gott dir deinen Weg.“ Gedicht von Julius Sturm. — Das Glück des erwidrigten Paters Gaucher. — Eine Geschichte von Alphonse Daubet. — „Bon Culus in der Dorfkirche.“ — „Eine deutsche Selbstkenntniß.“ — „Wie es jetzt in Szegedin aussieht.“ Von Stefan G. — „Bilder aus dem Komödiantenleben.“ Von Josef Lewinsky, Berlin II. — „Ein Zinifer.“ Novelle von S. Young. — „An die Philologen.“ Gedicht von Levin Schilling. — Kleine Leute. Am ersten Tage. Aus einer älteren Schrift von P. K. Rosegger. — Steirische Volkslieder. Mittheilung von Anton Schloßar. — Eine Rede für Redner. Von Gottfried Keller. — An den Geliebten. Gedicht von Seyret. — Eine Kunde von Raimund's Grab. Von Rudolf Tyrolt. — Ein Pröbchen bösnischer Geduldsschönung. Mittheilung von Dr. C. Schatzmayer. — Prinzen-Erziehung im Jahr 1712. — Der Brief an die Mutter. Von D. F. M. — An Hafis. Gedicht von Fr. v. Königsbrunn. — Ueber Autoren, Recensenten und Leser. Eine Stimme aus der Poesie. Von Karl Kleinert. — A. Liabzantel. Gedicht in österreichischer Mundart von K. Hornsburg. — Wäcker. — Postarten des „Heimgarten.“

Gründelings.

Hotel Neuarbeiter. F. Borck, von Fred; S. Schlotterbad, S. Freund, Kaufleute, von Wien; F. Huchhofer, Beamter, von Temesvar.

Wiener telegr. Effecten- u. Wechsel-Course vom 25. Sept. 1879

Ang. Colobrate	94.55	Defferr. Staatsfchub in Silber . . .	68.50
Ang. Schatzanweisungen I. Emission . .	—	Colobrate	80.75
„ „ „ II. „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „	—	1866er Staats-Anleihen	126.50
Ang. Oph. II. Emission St.-Oph. 84.75	84.75	Defferr. National-Banfactia	828. —
„ „ 1876er Staats-Oph. 74.80	74.80	„ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „	—
Ang. Eisenbahn-Anleihen	112. —	„ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „	—
Ang. Grundentlastung 88.25	88.25	Ungar. Creditbank	254.25
Temesov. „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „	86.75	Silber	—
St.-Oph. „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „	86.40	R. I. Dufaten	5.58
Acot.-Tab. „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „	88. —	Napoleon'scher	9.33
Reichsbankobligation	89. —	100 Mark Deutsche Reichsbank . . .	57.60
Defferr. Staatsfchub in Papier	67.50	„ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ „	—

